

Mutter werden, Mutter sein. Mutterschaft gestern und heute. Eine historische Reise

Prof. Dr. Eva Labouvie, OvGU, FHW, Institut II: Gesellschaftswissenschaften, Bereich Geschichte, Lehrstuhl Geschichte der Neuzeit und Geschlechterforschung

Mutterschaft war vom Mittelalter bis weit ins 20. Jahrhundert eng mit der Eheschließung verbunden, bildete wie letztere aber auch die Voraussetzung zur Entstehung einer Familie. Anders als im gegenwärtigen deutschen Familien- und Steuerrecht, wo das verheiratete, auch kinderlose Paar als Familie definiert ist, Alleinerziehende oder Unverheiratete mit Kindern also nicht als Familie im rechtlichen Sinne gelten, war in der Vormoderne die Geburt von Kindern in einer Ehe ausschlaggebendes Kriterium für den Familienbegriff – im Gegensatz etwa zur Bezeichnung als verheiratetes Paar oder als Eheleute. Nach der christlichen Glaubenslehre galt das Gebären von Nachkommen als selbstverständliche Aufgabe der Ehefrau, die laut Thomas von Aquin Gehilfin des Mannes, vor allem aber „Gehilfin beim Werk der Zeugung“ sein sollte.¹ Besonders adeligen Familien war an der Fruchtbarkeit ihrer weiblichen Angehörigen und einer ausreichenden Zahl von Nachkommen gelegen.² Doch nicht nur hier gehörten eheliche Fruchtbarkeit und Mutterschaft geradezu zur notwendigen Pflicht, nicht aus machtpolitischen Gründen wie in Adelshäusern, sondern aus familiären und gesellschaftlichen Interessen.

Mit der „guten Hoffnung“ verbanden sich sowohl Zukunftspläne bezüglich der Altersversorgung, ausreichender Arbeitskräfte für die häusliche und genossenschaftliche Ökonomie, der eigenen Erben wie des Überlebens von Familie und Gemeinschaft. Zur Bekräftigung vor allem des kollektiven Wunsches nach ehelicher Fruchtbarkeit folgte daher dem offiziellen Akt der Eheschließung eine Initiation der jungen, noch kinderlosen Ehefrauen durch die verheirateten und verwitweten Frauen eines Dorfes unter Leitung der Hebamme. Diese rituelle Einweihung stellte der Neuvermählten die eigentliche Aufnahme in den Kreis der Frauen und weitreichende Rechte erst dann in Aussicht, wenn sie ein Kind zur Welt gebracht hatte.³ Dass erst die Mutterschaft die junge Ehefrau zum vollwertigen Mitglied der Gruppe der verheirateten Frauen erhob, unterstreicht einerseits die Wichtigkeit des Mutter Werdens für die soziale Stellung selbst von verheirateten Frauen. Schwangerschaft und Geburt eines Kindes knüpften sich an individuelle und kollektive Erwartungen, ja werteten eine Frau durch den Beweis ihrer Gebärfähigkeit in gewisser Weise auf, ein Faktum, das sogar für ledige Mütter und ihre späteren Heiratschancen gilt.

Wie stark das Bedürfnis nach einem eigenen Kind war, lässt sich sowohl an der Einbildungskraft mancher Frauen ablesen, die sich über Jahre hinweg immer wieder im Zustand der Schwangerschaft glaubten und keineswegs bereit waren, ihre Unfruchtbarkeit hinzunehmen, als auch am Verhalten von Ehefrauen, die zur Erfüllung ihres Kinderwunsches Wallfahrten, Gelübde und Opferungen auf sich nahmen.⁴ Allein die große Zahl von Wallfahrtsorten gegen Sterilität und bei unerfülltem Kinderwunsch verdeutlicht das besonders intensive Anliegen, das sich mit der Hoffnung auf Kindersegen verband.⁵

Aufgrund der vormodernen Lebens- und Arbeitsweise, mentaler wie volksreligiöser Einstellungen zur Familie und kollektiver wie familiärer Erwartungen wurde die Ehe ohne Nachkommen als unvollständig angesehen und Kinderlosigkeit keineswegs wie heute auf eine eigenständige Entscheidung des Paares zurückgeführt. In einer Ehe keine Kinder zu wollen, war ebenso unvorstellbar, wie die Kinderlosigkeit als eine Wendung des Schicksals zu akzeptieren. Die zahllosen Maßnahmen gegen Unfruchtbarkeit und Impotenz geben Hinweise auf den hohen individuellen und gesellschaftlichen Stellenwert der Mutterschaft in ihrer dreifachen Bedeutung: Die Frau war von Gott mit Kindern gesegnet worden; sie hatte mit der Geburt eines Kindes ihre Gebärfähigkeit und in moralischer Hinsicht unter Beweis gestellt, dass sie eine gute Ehe auch vollzog; der Fortbestand des Verwandtschaftsverbandes sowie die Familienwirtschaft waren für die Zukunft gesichert. Kinderlosigkeit dagegen machte viele Spekulationen in genau umgekehrter Richtung möglich.

Mutterschaft beinhaltete in der vormodernen Gesellschaft eine Statusveränderung und -erhöhung, die rituell begleitet wurde: Geburten in den Städten und auf dem Land waren Frauensache. Zu ihnen rief man die örtliche Hebamme und die verwandten sowie benachbarten Frauen. Die um die Hilfe bei Schwangerschaft und Geburt entstandene Frauengemeinschaft der verheirateten und verwitweten Frauen – und nur sie durften bei Geburten assistieren – setzte sich direkt nach einer Geburt in einer Festgemeinschaft aus Kindbettzechen, „Weiberzechen“ oder „Weibergelagen“ fort. In ihnen wurde die Mutterschaft der gerade Niedergekommenen in einem Frauenfest kollektiv gefeiert, sie dienten aber zugleich der Initiation verheirateter, noch kinderloser Frauen zur Mutterschaft. Das weibliche Brauchtum zeichnete also den Zeitraum von der Verheiratung bis zur ersten Mutterschaft als Übergangsphase mit Ritualen der Ausgrenzung aus der einen und der Eingliederung in eine neue Gruppe

aus.⁶ Die durch die Hebamme vollzogene Initiation zielte mit ihrer Fruchtbarkeits-symbolik, Tänzchen und Sprüchen auf die künftige Mutterrolle der jungen Ehefrau, die sie bald übernehmen sollte.⁷ Kräuter zum „Räuchern“, die der Fertilität dienten, das Einbinden von Äpfeln und Birnen, von Rosen und Bohnen, Nüssen und Rübchen in Kronen und Sträußchen, von Früchten und Pflanzen also, die in nachgeburtlichen Ritualen für das weibliche und männliche Geschlecht des Neugeborenen standen, verweisen in den Bereich des ‚Fruchtbarkeitszaubers‘. Da sich die Anerkennung als vollwertige Frau innerhalb der Dorfgesellschaft nicht nur am Status des Verheiratet-Seins, sondern noch stärker an dem der Mutterschaft zu orientieren schien, war die Hebamme geradezu prädestiniert zur Initiierung der jungen Frauen.

Auch die Zeit des Wochenbettes und der Tag der Aussegnung, Endphasen des langen Übergangs zur Mutterschaft, kannten ebenfalls eigene Riten der Trennung und solche der Eingliederung in die Gemeinschaft der Mütter. Es war zentrale Aufgabe all dieser Frauenfeste, den rituellen Übergang von einer in die andere Lebensphase und in eine andere soziale Gruppe verbindlich zu initiieren und zu gewährleisten. Die Frauen feierten gemeinsam mit der gerade Niedergekommenen das weibliche Vermögen, Kinder zu gebären und die Mutterschaft, und sie initiierten noch kinderlose Frauen über Rituale zur Mutterschaft.

In der bisher betrachteten Zeit des 16. bis 19. Jahrhunderts war die Mutterschaft keine individuelle oder private Angelegenheit, sondern ein in eine Gruppe integriertes Lebenskonzept, war sie eine neben vielen anderen weibliche Aufgaben in der Landwirtschaft, in Handel, Gewerbe, Heimarbeit und Fabrik, galt Mutterschaft als Gnade Gottes und gottgegeben. Erst allmählich verschob sich der traditionelle Blickwinkel, dass Gott einer Frau ein Kind geschenkt hatte, zur Wahrnehmung ihrer aktiven Beteiligung am Mutter werden mit der Aufwertung der Kindheit als einer vom Erwachsenenalter getrennten Lebensphase. Parallel zu dieser Hinwendung zum aktiven Mutter werden und -sein entstand an der Schwelle vom 18. zum 19. Jahrhundert zunächst im Bürgertum ein neuer Typus gesellschaftlicher Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Über die Konstruktion sogenannter „Geschlechtscharaktere“ sprach man Männern und Frauen erstmals aufgrund ihrer verschiedenen Biologie unterschiedliche Charaktereigenschaften, Rollen, Räume und Aufgaben zu: der Frau aufgrund ihrer Gebärfähigkeit die Eigenschaften emotional, häuslich, sanftmütig, geduldig, aufopfernd und irrational, die Rollen der Mutter, Haus- und Ehefrau und den Raum des Hauses, dem Mann die Eigenschaften rational, kämpferisch,

stolz, mutig, die Rolle des Familienoberhauptes und Ernährers und den Raum der Öffentlichkeit und Repräsentation nach außen.

Der Ort d e r Frau sollte das Haus, ihre natürliche Bestimmung die Mutterschaft sein. Zum Leitbild der Paarbeziehung wurde mit dem Aufstieg des europäischen Bürgertums zu Beginn des 19. Jahrhunderts die geschlechtsspezifische Trennung der Lebenssphären in die des erwerbstätigen Familienernährers und die seiner für Geburten, Haushalt und Kindererziehung zuständigen Ehefrau.⁸ Den Hintergrund dieser ganz neuartigen geschlechtsspezifischen Differenzierung bildete die Entwicklung einer sog. „Sonderanthropologie der Frau“ seit den 1720er Jahren: Im Zuge der Etablierung der „Wissenschaften vom Menschen“ wurden die Besonderheiten des weiblichen Körpers, aber auch die Andersartigkeit des weiblichen „Geschlechtscharakters“ sowie die seelischen und körperlichen Schwächen der Frau intensiv erforscht und entdeckt. Die Frauen seien, so das Resultat der medizinischen Debatte, durch die besonderen Funktionen ihres Körpers, vor allem die Fähigkeit zum Kindergebären, in erster Linie durch ihr Geschlecht bestimmte Wesen, ja ihr Leben folge dem Rhythmus ihrer Geschlechts- und insbesondere Gebärfunktionen. Selbst der Knochenbau mit breiterem Becken und minderem Schädelumfang diene jetzt als wissenschaftlicher Beweis dafür, dass Frauen dazu bestimmt waren, zu Hause zu bleiben, Kinder zu gebären und keinerlei Voraussetzungen für höhere Bildung besaßen.⁹

Mit der Diskussion um die anatomischen und geistigen Unterschiede zwischen Mann und Frau entwickelte sich auch ein neuer Diskurs um Mutterschaft und erstmals um Mutterliebe. Mehrheitlich verfestigte sich die Auffassung, Frauen seien von der ‚Natur‘, also ihrer Biologie her, nicht nur einzig zur Hervorbringung von Kindern bestimmt, sondern immer auch zur Mutterliebe fähig und sollten so viele Kinder als möglich zur Welt bringen, diese am Leben erhalten, selbst stillen und erziehen. Diese ihnen über die Biologie gegebene Aufgabe zum Nutzen des Gemeinwohls sei allerdings nicht vereinbar mit außerhäuslichen, geselligen Aktivitäten oder öffentlichem und mobilem Engagement, zumal die weibliche Konstitution – weiche Knochen, unsicherer Gang und breiteres Becken – für körperliche Anstrengungen und Bewegung nicht geschaffen sei. Das Postulat von den ‚natürlichen‘, von der Biologie vorgebestimmten Aufgaben und Räumen für Frauen beinhaltete mit der Bindung der Frauen ans Haus ihre Domestizierung, ihre Reduzierung auf die Rollen der Hausfrau, Ehefrau und Mutter als einzig legitimen weiblichen Existenzweisen und ihren Aus-

schluss aus dem Arbeitsleben, aus Politik und Öffentlichkeit. Als qua Geschlecht und von der Natur bei allen Frauen angelegt galten fortan der Wunsch nach Mutterschaft, Mutterliebe, Mütterlichkeit und alle damit verbundenen Eigenschaften.

Die neue biologische Konstruktion und gleichzeitige Idealisierung der Mutterschaft ging einher mit einer Polemik gegen schlechte Mütter, sog. „gelehrte Frauenzimmer“, Salonièren und Wissenschaftlerinnen oder ledige und kinderlose Frauen. Berufliche, intellektuelle, öffentliche oder politische Betätigung und Mutterrolle wurden damit erstmals in der Menschheitsgeschichte als Gegensätze formuliert. Frauen, die ihre „natürlichen“ Bestimmungen nicht erfüllten, verleugneten nach dieser neuartigen Konstruktion ihr Geschlecht und wurden als „widernatürlich“ verunglimpft. Sollten Männer durch ihre Arbeit sowie ihr Wirken nach Außen der Gesellschaft nützlich sein, so die Frauen durch ihre Reproduktionsfähigkeit, allein also durch ihre Biologie. Statt zu Bürgerinnen wurden nun alle Frauen ohne Unterschied zu Erhalterinnen der Art stilisiert. Nichts widersprach in bürgerlichen Kreises diesem Idealbild mehr, als eine Mutter, die einem Beruf nachging, weil sie dadurch ihre Mutterpflichten sträflich vernachlässigte. Aber absolut nichts widersprach dem bürgerlichen Idealbild der Mutterschaft mehr als die Tötung des eigenen Kindes durch seine Mutter.¹⁰

Erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts fanden das bürgerliche Häuslichkeitsideal und das Leitbild der Mutter allmählich auch im unterbürgerlichen Milieu Eingang, zeitigten für Arbeiterfrauen freilich völlig andere Konsequenzen. Hier arbeiteten Frauen jeden sozialen Standes mit einem Anteil von fast 50% an der Lohnarbeit eben so lange und hart entweder in der Fabrik oder in Heimarbeit wie die Männer. Trotz ihrer Berufstätigkeit sollten Haushaltsführung und Kindererziehung in Arbeiterfamilien freilich überwiegend in den Händen der verheirateten Frauen ruhen, weil sie „von Natur“ aus dafür besser geeignet seien. Die Väter schieden allmählich aus der Haushalts- und Erziehungsarbeit aus. Der Verbürgerlichung des Arbeitermilieus folgte damit als ebenso neuartiges Phänomen die Doppel- und Mehrfachbelastung der Mütter, bis heute ein Problem unserer Gesellschaft. Der neuen Geschlechterordnung mit der als natürlicher Pflicht eingeforderten Mutterschaft und Mutterliebe und der ganz selbstverständlich eingeforderten Mehrfachbelastung begegneten Frauen Ende des 19. Jahrhunderts – sie brachten durchschnittlich zwischen sechs und acht Kinder zur Welt – durch den sog. „Gebärstreik“, d.h. durch Verhütung oder Abtreibung, dem politischen Problem Nr. 1 dieser Zeit in ganz Europa.¹¹

Ein Blick in die Geschichte hat gezeigt, dass das in der Bundesrepublik Deutschland noch immer weit verbreitete Leitbild der nicht erwerbstätigen Mutter, für die Mutterschaft, Kindererziehung und Haushalt *die* zentralen Lebensinhalte darstellen, sich erst im 19. Jahrhundert als eine soziale, jedoch biologisch legitimierte Konstruktion ausprägte, also in der bisherigen Menschheitsgeschichte eine absolute Ausnahme darstellt. Mütter waren in den letzten Tausend Jahren bis auf unsere Zeit nie, auch nicht zeitlich begrenzt, ausschließlich auf Mutterschaft, Kinderpflege und –erziehung sowie Haushalt konzentriert. Der bürgerliche Mythos von der Bestimmung der Frau zur Mutterschaft erhielt im nationalsozialistischen Deutschland noch einmal Hochkonjunktur durch Aufwertung vor allem der physischen Mutterschaft: Eine Frau ohne Kinder galt als Kümmerwesen, die Mutterschaft als der eigentliche und höchste Beruf der Frau. Frauen mit mehr als vier Kindern bekamen das Mutterkreuz; Frauen mit mehr als neun Kindern (oder mindestens sieben Söhnen!) konnten sich prominente Staatsmänner zu Paten wählen. Da eine gute Mutter in erster Linie Mutter vieler Kinder war, blieben Anforderungen an die Qualität der Mütterlichkeit unbeachtet.

Nach dem Zweiten Weltkrieg breitete sich das bürgerliche Familienmodell, insbesondere aber die Vorstellung von der Mutterschaft als oberstem weiblichen Lebensziel und –glück und der angeborenen Mutterliebe weiter aus. Das Alleiner-nährer-Hausfrau-Mutter-Modell wurde nach der Rückkehr der Männer aus dem Krieg nun auch in Arbeiterfamilien mehrheitlich praktiziert, unterstützt durch die Erhöhung des Arbeitslohns allein für Männer. Zugleich wurde die Erziehung emotional offener – bis hin zu antiautoritär in den 1960er Jahren – und kindzentrierter: Kinder wurden als einzigartige Persönlichkeiten gesehen, deren Bedürfnisse zu erfüllen und deren Wünsche zu berücksichtigen seien. Dementsprechend änderten sich auch Rolle, Aufgaben und Verhalten der Mütter. In den 1950er und 1960er Jahren blieben in der BRD die meisten Frauen nach der Geburt eines Kindes zu Hause und übernahmen den Haushalt und die Erziehung; die biologistische Konstruktion der „natürlichen“ Bestimmung der Frau zur Mütterlichkeit und Kinderbetreuung aus dem beginnenden 19. Jahrhundert war zur alltäglichen Praxis geworden. Zur Mutterarbeit – physische Versorgung, Körperpflege und medizinische Versorgung – gehörten bald schon ein Spektrum pädagogischer Verhaltens- und Handlungsmuster zum Kind gerechten Umgang, die psychisch-emotionale Versorgung der Kinder, schulergänzende Betreuung, Freizeitmanagement usw.

Im Zuge der Emanzipationsbewegung wurde ab den 1970er Jahren dann aber wieder der mütterlichen Erwerbstätigkeit eine besondere Bedeutung beigemessen: Der Beruf und eben nicht mehr die Mutterschaft wurde als wichtigster Weg zur Selbstverwirklichung der Frau und ihrer Gleichberechtigung angesehen. Seitdem stieg der Prozentsatz erwerbstätiger Mütter in der westlichen Welt an und nehmen Frauen nach der Geburt eines Kindes immer früher wieder ihre Erwerbstätigkeit auf. Damit wachsen aber auch die aus der Vereinbarkeit von Familie und Beruf resultierenden Probleme, sicherlich mit einer der Gründe, dass beispielsweise in der Bundesrepublik Deutschland rund ein Drittel der Frauen kinderlos bleibt. Die folgenden Zahlen verdeutlichen und lassen nachvollziehen, was Mutterschaft heute bedeutet: Bei 46 % der Berufstätigen in Deutschland handelte es sich nach Angaben des Statistischen Bundesamtes 2013 um Frauen. Von den erwerbstätigen Frauen waren nach einer Erhebung von 2012 in den alten Bundesländern 60,3%, in den neuen Bundesländern 63% Mütter – in Frankreich sind es 84%. Gut 69% der Mütter arbeiten mittlerweile in Teilzeit; 1996 waren dies nur 51% der Mütter – bei den Vätern sind es 6%. Während bei Ehepaaren vor 16 Jahren die traditionelle Rollenverteilung – der Mann ist Alleinverdiener, die Frau Hausfrau und Mutter – noch stark ausgeprägt war, lag sie 2012 nur noch bei 30%, bei nichtehelichen Lebensgemeinschaften sogar nur noch bei 28%.¹² Dreiviertel aller Mütter (74%), die ein Kind unter 15 Jahren betreuen, sind heute berufstätig. Der Anteil der Mütter, die dem Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung stehen, ist am höchsten, wenn sie Kinder unter drei Jahren betreuen und liegt etwa bei 44%, während 56% der Mütter arbeiten. Von den Müttern mit jüngstem Kind im Kindergartenalter (3-5 Jahre) sind dagegen schon 76% wieder berufstätig; bei Kindern im Grundschulalter (6-9 Jahre) sind es 81%, bei Kindern von 10 bis 14 Jahren sogar 84%.¹³

Mutterschaft ist heute also wieder ganz intensiv mit weiblicher Erwerbsarbeit verbunden, und Mütter sind fast immer auch Berufstätige. Mutter werden und Mutterschaft stellen damit einen sehr hohen Prozentsatz an Frauen vor die große Herausforderung, Arbeit und Familie unter einen Hut zu bringen. Ganztagschulen, Kindergärten und Kinderkrippen sowie Eltern- und Betreuungsgeld sollen Müttern den Spagat zwischen Berufs- und Privatleben erleichtern. Dabei sind es insbesondere die Mütter, die – gewollt oder ungewollt – ihre Erwerbsbeteiligung zugunsten der Familie einschränken. 81% der teilzeittätigen Mütter, die Angaben zu den Gründen ihrer Teilzeittätigkeit machten, schränkten im Jahr 2012 ihren Beschäftigungsumfang we-

gen familiärer Verpflichtungen ein. Von den Vätern waren es nur 3%. Von den nicht beruflich tätigen Müttern mit Kindern aller Altersgruppen gaben 30 % mit steigender Tendenz an, aufgrund mangelnder Betreuungsmöglichkeit trotz Arbeitssuche keine Arbeit zu finden. Im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern, die Anreize und den Anspruch von Müttern zur ununterbrochenen Erwerbstätigkeit gesetzlich und durch eine Vielzahl von Betreuungsmöglichkeiten unterstützen, bietet die deutsche Familienpolitik gezielte Anreize zur Erwerbsunterbrechung und reproduziert damit traditionelle Annahmen von der „Natur“ (Mutterschaft) und vom Ort (zu Hause) der Frau.

Gesellschaftlich ist die Bedeutung der Mutterschaft heute geschwunden. Hierzu trägt bei, dass Frauen ihre Mutterschaft oder das Nicht-Mutter-sein durch Verhütungsmittel selbst bestimmen können, sich auf durchschnittlich zwei Kinder beschränken und die Mutterschaft aufgrund der steigenden Lebenserwartung zu einer immer kürzeren Phase in ihrem Lebenszyklus wird. Umgekehrt bildet aber nicht mehr die Eheschließung wie früher oder der Beginn einer Lebenspartnerschaft einen entscheidenden Übergang in einen anderen Lebensabschnitt, sondern es ist die individuelle Mutterwerdung, die zu einem einschneidenden Lebensereignis, einem subjektiv erlebten Einschnitt in der weiblichen Biographie wird, der zu einer totalen Umstellung des Lebensstils einer Frau führt. Konfrontiert werden Mütter dann mit ganz unterschiedlichen Rollenvorstellungen, die nicht mehr so eindeutig definiert sind, wie in früheren Zeiten: Zu unserem heutigen gesellschaftlichen Geschlechtsrollenbild gehört nach wie vor, dass Frauen Mütter werden sollen und die Mutterschaft eine wichtige Rolle in ihrem Leben sei. „Mutterschaft ist Bestandteil des weiblichen Selbstkonzeptes, eine zentrale Dimension der weiblichen Geschlechtsrollenorientierung. Die Sozialisation zur Mutterschaft setzt für die Frau in ihrer Kindheit und Jugend ein“ und ist nach heutigem Wissensstand nicht angeboren, sondern erlernt.¹⁴ Aus dieser traditionellen Verschmelzung von Geschlechts- und Mutterrolle resultiert ein starker sozialer Druck auf Frauen, zu heiraten, Kinder zu bekommen und eine gute Mutter zu sein.

Ein zweites Leitbild: Über die Psychologisierung der Mutterschaft seit den 1950er Jahren ist heute die Mutter zudem dafür verantwortlich, dass eine sichere Bindung des Säuglings bzw. Kindes zu ihr entsteht – die dazu benötigten Fähigkeiten wie Feinfühligkeit, Liebe und Empathie seien bei Frauen von Natur aus gegeben, eine Konstruktion aus dem 19. Jahrhundert, die wir bereits kennen. Ist dies nicht der Fall,

wird nicht selten von Psychopathologie aufseiten der Mutter ausgegangen. In Weiterentwicklung dieser Überzeugung von der einmaligen Bedeutung der Mutter-Kind-Bindung für die seelische Kindesentwicklung durch die Psychoanalyse und ihrer Übernahme in die Ratgeberliteratur werden Mütter heute, anders als noch vor 50 Jahren, für den späteren Lebenserfolg und das Lebensglück ihrer Kinder verantwortlich gemacht, so, als sei Mutterliebe das alleinige Lebenselixier für die Entfaltung des kleinen Menschen. Resultat ist ein nagendes Gefühl permanenten Ungenügens, Schuldgefühle, unter denen Mütter unserer Zeit weitaus stärker leiden als die Frauen früherer Jahrhunderte. Resultat ist aber auch eine gewisse Aufwertung der Mutterschaft, auf die viele Frauen trotz der ihnen gesellschaftlich abverlangten Verantwortung und Überbelastung nicht verzichten wollen.

Medizinisch gesehen – ein nächstes Leitbild – wird das Mutterwerden über Schwangerschaft und Geburt als das angeborene Risiko von Frauen verstanden, was vorbeugende Maßnahmen und eine Kalkulation über die notwendigen Mittel erfordert. Mutter werden ist gestaltbar und technisch optimierbar geworden wie die Herstellung eines Produktes. Frau kann aufgrund des medizinischen Fortschritts nicht nur bestimmen, ob und wann eine Schwangerschaft passt, sondern ebenso, wann und wie sie Mutter wird. Schon während der Schwangerschaft wird die werdende Mutter angehalten, sich so zu verhalten und zu pflegen, dass ihr Körper nach der Geburt wieder „normal“ wird, dass man ihr die Geburt möglichst nicht ansieht. Wie das Altern sollen Schwangerschaft und Geburt keine Spuren hinterlassen. In der modernen europäischen Industriegesellschaft ist das Mutterwerden ein weitgehend rationales, geplantes und privates Unternehmen und nicht mehr in symbolische Deutungen oder in soziale und ethische Sinnstiftungen eingebettet. Fruchtbarkeit bildet zwar noch und gerade vor dem Hintergrund eines massiven Geburtenrückgangs einen Aspekt des weiblichen Seins, aber nicht mehr eine weibliche Fähigkeit, ganz im Gegenteil: Mutterschaft schließt von der Aneignung gesellschaftlicher Möglichkeiten aus, schränkt Handlungsfähigkeiten ein, erzeugt Zukunftsängste, ja gerät nicht selten von einer wichtigen Körpererfahrung zu einer Phase des Durchleidens und des Überstehens Müssens, nach der die Frau wieder zum Alltag zurückkehren kann.¹⁵

Dann das Mutterbild besonders jüngerer Frauen, das sich mit den Entwicklungen der 1970er Jahre radikal gewandelt hat und ganz eindeutig einen Kompromiss zwischen dem bürgerlichen Mutterideal und der rasch zunehmenden Frauenerwerbstätigkeit darstellt: Auch eine Frau mit Kind(ern) kann attraktive Sexualpartnerin, erfolgreiche

Berufstätige, perfekte Hausfrau und gute Mutter sein. Die berufstätige Mutter charakterisiert die Forscherin Sharon Hays überspitzt wie folgt: „Müheles schafft sie den Spagat zwischen Heim und Arbeit. Diese Mutter kann mit der einen Hand einen Kinderwagen schieben und mit der anderen die Aktentasche tragen. Sie ist immer gut frisiert, ihre Strumpfhosen haben nie Laufmaschen, ihr Kostüm ist stets frei von Knitterfalten, und ihr Heim ist natürlich blitzsauber. Ihre Kinder sind makellos: Sie haben gute Manieren, sind aber nicht passiv, sondern putzmunter und strotzen vor Selbstbewusstsein“.¹⁶

Eine Frau wird heute mit vielen Vorstellungen von Mutterschaft und Mütterlichkeit konfrontiert, die sie disziplinieren und normative Ansprüche formulieren. Sie hat einerseits Wahlfreiheit, andererseits kann dies zu Desorientierung, Verunsicherung und Ambivalenzen führen und es schwierig machen, eine eigene Mutteridentität zu entwickeln. Wenn eine Mutter einem der oben genannten Leitbilder folgt, muss sie allerdings mit Problemen rechnen: mit Isolation und einem niedrigen sozialen Status (als Hausfrau), mit Überforderung (als Erziehende) oder mit Mehrfachbelastung und Stress (als Erwerbstätige). Bleibt eine Frau aus eigenem Willen kinderlos, sagt man ihr nach, sie sei kalt und als Frau unerfüllt. Ist sie als Mutter zu sehr an ihrem Job oder ihrer Karriere interessiert, wird sie bezichtigt, ihre Kinder zu vernachlässigen (eine Rabenmutter zu sein). „Engagiert sie sich aber nicht genug für ihre Arbeit, dann wird man sie auf die ‚Muttischiene‘ abschieben“ und die Weiterentwicklung ihrer Karriere durch die Behauptung bremsen, „ihr Engagement für die Kinder behindere ihre Effizienz am Arbeitsplatz ... Bleibt sie aber bei ihren Kindern zu Hause, werden einige sagen, sie sei unproduktiv...“.¹⁷

Mutter werden ist zwar keine gesellschaftliche Notwendigkeit und kein biologischer Automatismus mehr, sondern ein frei wählbares Lebenskonzept. Immer resultiert, aus welcher der Mutteridentitäten auch immer, aber eine Leistungsmotivation. Immer kennzeichnen ambivalente Gefühle, ja eine Reihe von Paradoxien, das Verhältnis von Frauen- und Mutterrolle sowie das Erleben von Mutterschaft. Beinhaltete Mutterschaft in der Vergangenheit einen kollektiv eingebundenen Statuswechsel bei gleichzeitiger Statuserhöhung, ist sie heute eine individuelle soziale und psychische Leistung jeder einzelnen Frau, verbunden mit Beschränkungen und Autonomieverlust. Standen in früheren Jahrhunderten die Frauen unter dem Druck, unbedingt Mutter zu werden, stehen sie heute, wenn sie Mütter sind, unter dem Druck, eine „gute Mutter“ sein zu müssen oder zu wollen. „Ängste und Schuldgefühle der Mütter“, erklärt Eli-

sabeth Badinter in ihrem Band zur Mutterliebe „sind nie so groß gewesen, wie heute“. ¹⁸

Anmerkungen

¹ Vgl. die Textpassage aus Thomas von Aquin, in: Claudia Opitz, Frauenalltag im Spätmittelalter (1250-1500), in: Georges Duby/Michelle Perrot (Hg.), Geschichte der Frauen, Bd. 2, Frankfurt am Main/New York 1994, S. 302. Auch Kirchenordnungen, etwa die Herzog Wolfgangs von Pfalz-Zweibrücken von 1557, betonten, die Ehe diene in erster Linie „zur Geburt“; vgl. Frank Konersmann, Disziplinierung und Verchristlichung von Sexualität und Ehe in Pfalz-Zweibrücken im 16. und 17. Jahrhundert, in: Blätter für pfälzische Kirchengeschichte und religiöse Volkskunde 58 (1991), S. 18.

² Kirchenbuch des Pfarrers Barthels, ab 1714, Evangelisches Kirchenarchiv Dudweiler, Nr. A2, 4,2, S. 181; Gazette de Hollande, Nr. 30, 4. April 1700; Eva Labouvie, Nachkommenschaft und Dynastie. Geburten und Tauffeste im anhaltinischen Adel zwischen Repräsentation, Präsentation und Präsenz (1607-1772), in: Dies. (Hg.), Adel in Sachsen-Anhalt. Höfische Kultur zwischen Repräsentation, Unternehmertum und Familie, Köln/Weimar/Wien 2007, S. 217.

³ Vgl. Eva Labouvie, Andere Umstände. Eine Kulturgeschichte der Geburt, Köln/Weimar/Wien ²2000, S. 203-278; Dies., Beistand in Kindsnöten. Hebammen und die Gemeinschaft der Frauen auf dem Land (1550-1910), Frankfurt am Main/New York 1999; Dies., Frauenkulturen im heutigen Europa: Schwangerschaft und Geburt zwischen Körperritual, Erlebnisraum und der Medikalisierung von Mentalitäten, in: Rüdiger Fikentscher (Hg.), Europäische Gruppenkulturen. Familie, Freizeit, Rituale, Halle 2006, S. 41-57; Dies., Schwangerschaft – Elternschaft – Familie. Zur Familiarisierung des Ungeborenen und Geborenen (1500 – 1800), in: Christoph Wulf/Anja Hänsch/Micha Brumlik (Hg.), Das Imaginäre der Geburt. Praktiken, Narationen und Bilder, München 2008, S. 149-170; vgl. auch: Gerda Lerner, Die Entstehung des feministischen Bewusstseins. Vom Mittelalter bis zur Ersten Frauenbewegung, Frankfurt am Main/New York 1995, S. 144-169; Claudia Opitz, Vom Kinderwunsch und Kindermord. Mutterschaft und Mütterlichkeit vom 13. bis zum 15. Jahrhundert, in: Dies., Evastöchter und Bräute Christi. Weiblicher Lebenszusammenhang und Frauenkultur im Mittelalter, Weinheim 1990, S. 54-86; Dies., Zwischen Fluch und Heiligkeit. Kinderlose Frauen im späteren Mittelalter, in: B. Neuwirt (Hg.), Frauen, die sich keine Kinder wünschen, Wien 1988, S. 78-120.

⁴ Vgl. Robert Muchembled, Société et mentalités dans la France moderne XVIe-XVIIIe siècle, Paris 1990, S. 32-35; Françoise Loux, Das Kind und sein Körper in der Volksmedizin. Eine historisch-ethnographische Studie, Frankfurt am Main 1991, S. 33-46; Jacques Gélis, Die Geburt. Volksglaube, Rituale und Praktiken von 1500-1900, München 1989, S. 55-68; Arnold van Gennep, L'action des puissances impures de la vie de la femme-mère, in: Revue d'histoire des religions XLII (1900), S. 453-464.

⁵ In Gräfinthal wurden ein halbes bis zehn Pfund Wachs, wächserne Bilder, häufiger noch Rinder, Ochsen, Kühe, Pferde, Schafe, Schleier, Kleidung, Kirchengewänder und Geld geopfert; man bestellte Messen und gelobte Wallfahrten und Bittgänge auf bloßen Füßen; vgl. Eva Labouvie, Verbotene Künste. Volksmagie und ländlicher Aberglaube in den Dorfgemeinden des Saarraumes (16.-19. Jahrhundert), St. Ingbert 1992, S. 149-151; Dies., Andere Umstände, S. 35-44; Dies., Der Leib als Medium, Raum, Zeichen und Zustand. Zur kulturellen Erfahrung und Selbstwahrnehmung des schwangeren Körpers, in: Paul Münch (Hg.), „Erfahrung“ als Kategorie der Frühneuzeitgeschichte (= HZ, Beiheft 31), München 2001, S. 115-126.

⁶ Archiv der Herzog-Wolfgang-Stiftung Zweibrücken, Rep. IV, Nr. 3349, fol. 27f. und Landesarchiv Speyer, Best. B2, Nr. 2854, fol. 13f., 1745; vgl. v.a. und zum Folgenden: Eva Labouvie, Andere Umstände, S. 203-217.

⁷ Zit aus: Hans Breining, Die Hebamme in heimischer Sitte und Brauch, in: Saarbrücker Bergmannskalender 1954, S. 158.

⁸ Vgl. Karin Hausen, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, S. 363-393; Eva Labouvie, Nicht nur zur rechten oder linken Hand. Adlige Frauen im 18. Jahrhundert, in: Kulturstiftung DessauWörlitz (Hg.), Louise Fürstin von Anhalt-Dessau (1750-1811). Katalog zur Ausstellung, München 2008, S. 21-35; Dies., Zwischen Alltag und Normen, Umbrüchen und Aufbrüchen: Frauen im 18. Jahrhundert, in: Thomas Weiss (Hg.), Frauen im 18. Jahrhundert. Entdeckungen zu Lebensbildern in Museen und Archiven in Sachsen-Anhalt, Halle 2009, S. 13-30; Dies., Zwischen Geschlechterordnung und neuen Lebenswegen – Frauen im 19. Jahrhundert, in: Matthias Puhle (Hg.), „Die Seele möchte fliegen“. Marie Nathusius (1817-1857). Begleitband zur Ausstellung, Halle 2007, S. 194-215.

⁹ Vgl. Mary Wiesner-Hanks/Gerhild Scholz Williams, Paracelsus über Geschlecht, Weisheit und die menschliche Natur, in: Heide Wunder/Gisela Engel (Hg.), Geschlechterperspektiven. Forschungen zur Frühen Neuzeit. Königstein 1998, S. 301-312; Eva Labouvie, Himmelskörper – Menschenkörper – Frauenkörper. Die Ordnung des Kosmos und die Verortung der Geschlechter in den Wissenschaften des 16. bis 19. Jahrhunderts, in: Historische Anthropologie, Heft 1 (2010), S. 1-24.

¹⁰ Vgl. Eva Labouvie: Macht der Begrenzung, Von der Nutzbarmachung patriarchalischer Vorstellungen von Weiblichkeit durch Frauen in Strafjustiz und Rechtsprechung (16.-18. Jahrhundert). In: Kriminologisches Journal. 7. Beiheft 1999, S. 67-82; Dies.: „... daß ich dich undt dein Kindt nicht mehr sehe“. Das Schweigen der Kindsmörderinnen und die Ökonomie des weiblichen Körpers, in: Unrecht und Recht, Kriminalität und Gesellschaft im Wandel 1500-2000. Wissenschaftlicher Begleitband anlässlich des Deutschen Archivtages, Trier 2002, S. 354-377; Dies., Kindsmord in der Frühen Neuzeit: Spurensuche zwischen Gewalt, verlorener Ehre und der Ökonomie des weiblichen Körpers, in: Marita Metz-Becker (Hg.), Kindsmord und Neonatizid – Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Geschichte der Kindstötung, Marburg 2012, S. 10-24.

¹¹ Vgl. Eva Labouvie, Artikel Empfängnisverhütung, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 3, Stuttgart/Weimar 2006, Sp. 261-263; Dies., Wissen und Praktiken um die Verhütung und Unterbrechung der Schwangerschaft in der Frühen Neuzeit (16.-19. Jahrhundert), in: Lutz Niethammer/Silke Satjukow (Hg.), „Wenn die Chemie stimmt ...“. Geschlechterbeziehungen und Geburtenkontrolle im Zeitalter der „Pille“ – Gender Relations and Birth Control in die Age oft he „Pill“, Göttingen 2016, S. 63-81; Cornelia Osborne, The Politics of the Body in Weimar Germany: Women's Reproductive Rights and Duties, London 1992; Dies., Cultures of Abortion in Weimar Germany, London 2007; Malte König, Geburtenkontrolle. Abtreibung und Empfängnisverhütung in Frankreich und Deutschland, 1870–1940, in: Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte 38 (2011), S. 127–148; Robert Jütte, Lust ohne Last. Geschichte der Empfängnisverhütung von der Antike bis zur Gegenwart, München 2003

¹² Vgl.
https://www.destatis.de/DE/Publikationen/WirtschaftStatistik/Bevoelkerung/VereinbarkeitFamilieBeruf_122013.pdf?__blob=publicationFile, S. 870ff.

¹³ Vgl.
https://www.destatis.de/DE/Publikationen/STATmagazin/Bevoelkerung/2013_02/2013_02KindUndBeruf.html#Link1.

¹⁴ L. Herwartz-Emden, Mutterschaft und weibliches Selbstkonzept. Eine interkulturell vergleichende Untersuchung, Weinheim 1995, S. 11.

¹⁵ Vgl. Eva Labouvie, Frauenkulturen im heutigen Europa. Schwangerschaft und Geburt zwischen Körperritual, Erlebnisraum und der Medikalisierung von Mentalitäten, S. 47-51; Barbara Duden, Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Missbrauch des Begriffs Leben, Hamburg 1991; Dies., „Geheimnisse“ der Schwangeren und das Öffentlichkeitsinteresse der Medizin, in: Karin Hausen/Heide Wunder (Hg.), Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte, Frankfurt am Main 1992, S. 117-128.

¹⁶ Sharon Hays, Die Identität der Mütter. Zwischen Selbstlosigkeit und Eigennutz, Stuttgart 1998, S. 174f.

¹⁷ Hays, Die Identität der Mütter, S. 176

¹⁸ Elisabeth Badinter, Die Mutterliebe. Die Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute, München 1981, S. 34; vgl. auch Herrad Schenk, Wieviel Mutter braucht der Mensch? Der Mythos von der guten Mutter, Köln 1996.